



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auf U-"Deutschland" im Ozean.

rein und proper gehalten und mit einem Kreuze und einigen Blumen geschmückt. Dazwischen standen und knieten meine Neugebauten, reine Seelen, alle bekleidet mit dem noch unbesleckten Gewande der Taufmischuld, und beteten und sangen aus ganzer Seele für die stillen und beteten und sangen aus ganzer Seele für die stillen Schläfer in der Grabesruhe. Ich glaube, daß der ganze Himmel seine Freude daran hatte, und daß die armen Seelen großen Trost an jenem Abend gewannen.

Es sei mir gestattet, hier noch ein Wort an die Eltern beizufügen. Ich sage: wollt ihr euren Kindern einen kostbaren Schatz als Erbe hinterlassen und einen mächtigen Schirm und Schutz für die Zeit der Not und für die ferne Zukunft, wo ihr nicht mehr im Stande sein werdet, euren Kindern mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, — so pflanzt in deren Seelen von frühesten Kindheit an eine warme, innige Liebe zu den armen Seelen. Ich wenigstens muß gestehen, daß meine frommen Eltern damals, als wir betend am Kirchhof vorüberzogen, eine Gnadenquelle eröffneten, die nicht mehr versiegte, obschon seitdem fast 50 Jahre verfloßen sind — denn ich zähle jetzt über 55 Jahre; und ich hoffe, daß sie auch nicht mehr versiegen wird bis zu meinem Tode. Noch mehr, ich erwarte zuversichtlich, daß die schwarzen Neubekehrten, die von uns die Armenseelen-Andacht gelernt, diese Uebung fortpflanzen werden von Geschlecht zu Geschlecht zum Troste vieler Tausenden von armen Seelen und zu ihrem eigenen Heil und Nutzen; denn ich habe in der Not keine schnelleren und besseren Helfer kennen gelernt, als gerade die armen Seelen.

Drum, mein Christ, gehst du an einem Gottesacker vorbei oder wirft du sonstwie an die Verstorbenen erinnert, so verrichte zu ihrer Seelenruhe ein frommes Gebet und bringe diese Andacht auch andern bei, vor allem jenen, die dir nahe stehen.

Vierzehn Brüder im Feld.

Eine Dame, die schon seit Beginn des Krieges in einem Wiener Spital wirkt, schreibt: Anlässlich einer meiner Besuche bei den lieben Verwundeten besuchte ich mich eingehender mit einem blutjungen Rheinländer aus der Gegend von Essen. Eine Kugel hatte, wie er selbst scherzend meinte, einen „Spaziergang“ in seinen Hals gemacht und sich von selbst wieder herausgefunden, ohne ihn lebensgefährlich verletzt zu haben. „Da haben Sie wohl einen guten Schutzengel gehabt?“ — „Ja freilich!“ Freudig bejahte er meine Frage, ob seine Eltern noch lebten. „Haben Sie Geschwister?“ Da lächelte er vergnügt und sagt: „Ja freilich und recht viele sogar, wir sind vierzehn Brüder und drei Schwestern und haben alle eine Mutter.“ — „Sind einige der Brüder eingedrückt?“ — „Alle vierzehn stehen im Felde und außer mir ist keiner bisher verwundet.“ Als ich staunend ausrief: „Da hat wohl Ihre liebe Mutter die Kugeln weggebetet,“ strahlte das Gesicht des braven Jünglings vor Freude. Ich fragte: „Haben schon einige der Brüder das Eisener Kreuz?“ — „Sieben haben es schon bekommen,“ antwortete er stolz. „Ja, das sollte aber Ihr Kaiser wissen!“ Kurz und bündig war die Antwort: „Ah, der weiß es schon und Mutter hat eine goldene Medaille bekommen und Vater eine goldene Uhr mit Kette.“ Bewegt nahm ich von dem „Vierzehnten“, der da in dem Wiener Spital lag, Abschied. Ich gedachte seiner Mutter. Vierzehn Kinder gab sie dem Vaterlande zur Verteidigung. Wieviel Sorge trägt sie und wieviel Ehre verdient die brave Frau!

Auf U., „Deutschland“ im Ozean.

Kapitän Paul König, der erfolgreiche Führer des ersten U-Handelsbootes, hat mit Benutzung seines Tagebuches ein Werk: Die Fahrt der „Deutschland“ geschrieben: das im Verlag Illstein u. Co. zum Preise von 1 Mark erscheint. Wir entnehmen ihm nur ein einziges hochinteressantes Kapitel. Er schreibt:

„Eines Tages hatten wir ein kleines Erlebnis, das uns noch viel Spaß machte, wenn es auch anders ausging, als wir erwarteten.“

Mein Ehrgeiz war durch die mannigfachen Erfolge angespornt worden, die meine Kameraden von der Handels- und Kriegsmarine errungen hatten, indem sie durch Bemalung und sonstige geschickte Veränderungen der Aufbauten ihre Schiffe dem Feinde unkenntlich gemacht hatten.

Wir hatten uns in den vorhergehenden schönen Tagen eine wunderbare Dampferattrappe gemacht, um von in der Ferne passierenden Dampfern nicht als U-Boot erkannt zu werden. Aus Segeltuch hatten wir einen Schornstein fabriziert, der mit mehreren Drahtsträngen am Schrohr befestigt war und kühn in die Höhe ragen konnte. Für den Turm war eine Umkleidung von Segeltuch vorgesehen, die das mittlere Aufbaudeck eines kleineren Frachtdampfers vortäuschen sollte.

Dargestalt für alle Möglichkeiten ausgerüstet, fuhren wir in herrlichstem Sonnenschein dahin, bis eines Abends siebeneinhalbuhr an Steuerbord voraus ein Dampfer auftauchte. Wir erkennen bald, daß er ganz nahe an uns vorbeikommen muß, wenn wir unseren Kurs durchhalten. Wir halten deshalb von ihm ab und gehen an die Erprobung unserer Attrappe.

Der „Schornstein“ wird am Schrohr vorgeheizt und bläht sich in seiner stattlichen Größe im Winde; um ihm noch ein „echteres“ Aussehen zu geben, verbrennen wir an seinem unteren Ende in Del getränkte Pappbaumwolle, außerdem verschwindet der Turm unter dem etwas flatternden „Aufbaudeck“.

Aber die pflichtvergessene Baumwolle schwelt nur abscheulich und will keinen Rauch von sich geben. Alles steht mit aufgeblasenen Backen darum herum und müht sich vergebens, bis der F-Telegraphist, ein sündiger Berliner, eine Luftpumpe herbeiholt und in unserem imaginären Dampfessel eine gewaltige Blut entflammt. Ein Hurra belohnt seine Kunst, und — am oberen Rande des „Schornsteins“ erscheint ein zartes Wölkchen, um sich alsbald in nichts aufzulösen.

Wir lachen und wollen schon rauchlos weiterfahren, da kommt der Bootsmann Humke mit einer Konserverbüchse voll Teer an. Die Luftpumpe tritt wieder in Tätigkeit, und endlich kann unser „Schornstein“ als qualmend gelten.

Der Erfolg war jedenfalls verblüffend. Denn der Dampfer drüben änderte plötzlich seinen Kurs und — dreht hart auf uns zu.

Das war nicht gerade unsere Absicht; ich lasse sofort unsere Masten niederlegen und alles tauchbar machen; der Deckaufbau verschwindet, und mit tiefer Verbeugung sinkt unser Prachtschornstein in sich zusammen.

Saum sieht das der Dampfer und erkennt das U-Boot, da erfährt ihn ein blindes Entsetzen. Er dreht wieder hart ab und beginnt zu fliehen, indem er dicke tief-schwarze Rauchwolken ausstößt, die wir nicht ohne einigen Reiz erscheinen sehen.

Unverdroffen heißen wir jetzt unsern Schornstein von neuem vor, die Masten gehen wieder hoch, und

während unser Dampfer in wilder Flucht enteilt, stehen wir und lachen Tränen.

Die Komik der ganzen Situation war aber auch zu erschütternd.

Unsere schöne Attrappe, die uns unauffällig machen sollte, hatte uns wohl erst die Aufmerksamkeit des waderen Dampfers zugezogen. Offenbar hielt er uns für ein Brack oder sonst ein in Not befindliches Fahrzeug und kam vermutlich in der besten Absicht näher, um sich plötzlich vor der teuflischen Tücke eines heuchlerischen U-Bootes zu heben.

Was die Leute an Bord wohl gedacht hatten, als sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten? Sicher waren sie schließlich riesig stolz darauf, dieser neuen List der „Piraten“ so geschickt entgangen zu sein.

Aber wir wären so stolz gewesen, wenn unsere Attrappe besser funktioniert hätte.

Wir ließen uns aber nicht entmutigen, sondern verbesserten unsere Erfindung mit dem Erfolg, daß wir zwei Tage später an einem entgegenkommenden Dampfer unter gewaltiger Qualmentwicklung unerkannt vorbeidampften.

Der Stiefelknecht.

In der Schreibstube des Herrn Amtmann stand ein Stiefelknecht, der brummte unzufrieden vor sich hin: „Es ist doch ein jämmerlich Ding um das Leben, wenn man immer im Winkel stehen und auf die Herren Stiefel warten muß! Und wie beschmußt kommen sie oft an und wie grob behandeln sie mich armen Knecht! Wenn ich den einen ausziehe, so tritt mich der andere! Ja, die Stiefel haben's gut, die bekommen die ganze Welt zu sehen! Während ich hier in der Ecke stehen muß, gehen sie spazieren im Sonnenschein und wenn sie müde sind, dann heißt's: Stiefelknecht her! und ich muß die großen Herren ausziehen und sie stellen sich bequem in eine Ecke.“

Die Stiefel, denen die Rede galt, gehörten dem Schreiber, der sie ausgezogen hatte, um sich's leicht zu machen. Sie machten bei der Rede lange Schäfte und der Stiefel des rechten Beines sprach zum Stiefel des linken: „Bruder, wir sollen es gut haben! wir sollen Herren sein! Der dumme Stiefelknecht weiß nicht, wie gut er's hat. Der hat den leichtesten Dienst. Aber wir! Wir werden den lieben, langen Tag hindurch und oft genug durch Dick und Dünn gejagt; im Sommer erstickt wir fast vor Staub; im Winter erfrieren wir im Schnee und wenn es regnet, sind wir in Gefahr, zu ersaufen! Ach! Und das Pflaster! Die scharfen Steine, die kein Erbarmen kennen! Ich möchte nur wissen, wieviel Haut sie mir heute abgerieben haben! Ich bin unten ganz durchsichtig geworden. Es ist ein mühevoll-lebendes Leben, wenn man dienen muß!“

Der Stiefelknecht horchte auf. „Bruder,“ jagte der Stiefel vom linken Beine, „das Treten wollt' ich mir noch gefallen lassen, das wird man gewohnt; aber das Rumpeln und Bürsten am Abend oder am frühen Morgen, das verdriest mich am meisten. Ich möchte nur wissen, warum wir bei unserem Glend auch noch glänzen sollen! Da hat's unser Herr, der Schreiber, gut; dort sitzt er bequem und schreibt. Wer doch auch ein Schreiber wäre!“

„Das meine ich auch,“ seufzte der Stiefelknecht.

Der Schreiber spritzte seine Feder aus, lehnte sich zurück und seufzte: „Gottlob, daß wieder ein Tag vorbei ist! Ein Schreiber hat doch das jämmerlichste Leben. Was ist er anders, als ein armseliger Feder-

knecht? Da lob ich mir's, wenn man sein eigener Herr ist, wie mein Amtmann; der arbeitet nur, wenn er Lust hat und wird alle Tage dicker. Ich habe die Plackerei und Hungerleiderei satt. Ja, wer Amtmann wäre! Er zog seufzend die Stiefel an und steckte seine Schlappschuhe in die Tasche des fadenscheinigen Rockes. Da trat der Amtmann ein und sagte brummend: „Es ist Feierabend! Du weißt gar nicht, wie gut du's hast! — „Der höhnt auch noch“, dachte der Schreiber, machte einen ungeschickten Bückling und die Stiefel knarrten.

Der Amtmann ging in sein Arbeitszimmer zurück; weil er aber die Türe offen stehen ließ, konnte der Stiefelknecht alles hören, was neben ihm vorging. Der dicke Amtmann brummte tiefsten Bass: „Da läuft er hin! das Volk hat's gut. Nun setzt er sich zu einem Glas Bier und schmaucht in aller Ruhe seine Pfeife. Und ich? Bis morgen soll die Arbeit fertig sein! Da steht's! Was nur der Minister denkt? Immer mehr Arbeit und keinen roten Heller Zulage! Der Geier hol den Dienst! Ach, wenn ich doch mein eigener Herr wäre! Der Minister hat gut befohlen!“

„Sonderbar,“ dachte der Stiefelknecht, „der Dicke klagt auch.“ Da pochte es. „Herein!“ rief der Amtmann; der Doktor trat ein. „Gut, daß Sie kommen, Herr Doktor,“ jagte der Amtmann, „ich befinde mich unwohl und muß nun auch die Nacht hindurch arbeiten. O, der Dienst!“ — Der Doktor fühlte den Puls und besah die Zunge; dann sagte er: „Schlafen Sie, bester Freund! Ihnen fehlt nur die Ruhe!“ — „Schläft sich was!“ brummte der Amtmann. „Doktorchen, Sie haben's gut! Sie sind Ihr eigener Herr!“ — Der Doktor hielt sich den Bauch vor Lachen und rief: „Ich mein eigener Herr? Aller Welt Diener bin ich! Tag und Nacht läßt man mir keine Ruhe! Glauben Sie mir, lieber Freund, der Doktor ist die geplagteste Kreatur. Ja, wenn ich mein eigener Herr wäre! Soviel es Kranke in der Stadt gibt, so viel Herren hab' ich und Herrinnen dazu und ich sage Ihnen, die verstehen's, mich zu quälen.“ — Der Doktor ging und der Stiefelknecht dachte: „Wieder ein Knecht mehr! Ich bekomme viel Gesellschaft!“

Da klopfte es wieder und der Minister trat ein und entschuldigte sich höflich über sein spätes Kommen. „Endlich ein Herr!“ dachte der Stiefelknecht. Der Minister sprach: „Mein lieber Herr Amtmann, schaffen Sie mir bis morgen früh die Schriftstücke, die auf diesem Vogen verzeichnet stehen; ich brauche sie notwendig. Ich komme eben erst von unserem Fürsten; er ist in der übelsten Laune und ich hatte heute einen schweren Stand. Am liebsten hätte ich meine Entlassung eingereicht, dann wäre ich mein eigener Herr!“ — Der Stiefelknecht horchte hoch auf. — „Aber es geht nicht,“ fuhr der Minister fort, „ich darf den Fürsten, meinen gnädigen Herrn, nicht in dieser Bedrängnis verlassen.“ — „Was ist denn geschehen?“ fragte der Amtmann erschrocken. — „Ach,“ seufzte der Minister, „wir müssen Geld schaffen, viel Geld, und alle Kassen sind leer. Glauben Sie mir, es hat's kein Mensch so sauer wie ein Minister!“ „Aber, wozu brauchen wir Geld?“ fragte der Amtmann, „sollen wir Zulage erhalten?“ — „Zulage!“ rief der Minister.

„Nein, diese sicher nicht, eher könnte es Abzüge geben. Der Krieg ist vor den Toren, das Heer wird auf Kriegsfuß gesetzt und der Kaiser braucht Geld für die Truppen. Der arme Herr hat keine ruhige Stunde mehr, die Sorgen um das Reich lassen ihn nicht schlafen und ein Ministerrat jagt den andern. Es ist eine böse Zeit!“

Der Minister seufzte, der Amtmann seufzte auch; der Stiefelknecht aber seufzte nicht. Er hatte alles ange-